

»Bilder anschauen – den eigenen Augen trauen«

In unserer Juli-Ausgabe haben wir unter der Rubrik »Dies und Das« bereits auf das kulturpädagogische Projekt »Bildergespräch« hingewiesen. Wir fanden es so interessant, dass



wir mehr darüber wissen wollten und unsere Kollegin Gabriele Sprigath um ein Gespräch baten. Dr. Gabriele Sprigath ist Kunsthistorikerin und Lehrbeauftragte an der LMU München, arbeitet freiberuflich in der gewerkschaftlichen Kulturarbeit und in der Erwachsenenbildung. Kontakt: g.sprigath@lrz.uni-muenchen.de

Über ihr Projekt hat sie ein Buch verfasst: *Bilder anschauen – den eigenen Augen trauen. Bildergespräche. Marburg 1986, Jonas Verlag für Kunst und Literatur*. Die illustrierenden Gemälde auf diesen beiden Seiten sind von unserem Kollegen Josef Maria Ipfelkofer, Augsburg, s.: www.ars-indivdua.de



DDS: Was genau bieten Sie mit der von Ihnen entwickelten Methode des »Bildergesprächs« an?

Gabriele Sprigath: Ich biete etwas an, was wir nie oder zu selten tun: sich die Zeit nehmen, ein Gemälde im Museum oder in einer Galerie anzuschauen, und zwar ein einziges Gemälde und das etwa anderthalb Stunden lang. Viele, die diese Erfahrung zum ersten Mal machen, sagen hinterher erstaunt: Ich konnte mir nicht vorstellen, dass das überhaupt möglich ist – dass 10 bis 12 TeilnehmerInnen sich so lange über ein einziges Bild unterhalten können.

DDS: Sie haben sich offenbar nicht gelangweilt. Was passiert in diesen anderthalb Stunden?

Gabriele Sprigath: Im Lauf des Bildergesprächs verändert sich unsere Beziehung zum Bild. Am Anfang sehen wir nur einzelne Aspekte, die uns entweder gefallen oder nicht gefallen. Am Ende sehen wir ein vom Maler auf der Leinwand gestaltetes Beziehungsgeflecht, in dem jeder dieser Aspekte seinen Platz hat. Erst jetzt komme ich als Kunsthistorikerin zum Zuge und ordne das Werk in den kunsthistorischen Zusammenhang ein.

DDS: Das hört sich an, als ob sich da etwas bewegt ...

Gabriele Sprigath: Was sich bewegt, sind unsere Augen – doch ist uns das nicht bewusst! Wir meinen, wir schauen einfach nur auf das Bild. Aber tatsächlich löst die visuelle Reizstruktur des Bildes in den Augen feinmotorische Bewegungen aus, von denen wir nichts merken und die neurophysiologisch weitergeleitet werden. Unsere Augen tanzen, und zwar an der Schnittstelle zwischen außen und innen. Novalis bemerkt: »Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren.« Zwischen Innenwelt und Außenwelt vermittelt die Wahrnehmung (griechisch: *aisthesis*), in der sich alle Sinneseindrücke vernetzen (Synästhesie). Nicht von ungefähr gelten in unserer westeuropäischen Kulturgeschichte die Augen als edelster Sinn.

DDS: Und das ist im »Bildergespräch« erfahrbar?

Gabriele Sprigath: Ja, und noch mehr. So wird uns u.a. auch bewusst, dass unser Geschmack – ob uns etwas gefällt oder nicht gefällt – keineswegs so subjektiv ist, wie wir meinen, sondern von Normen geprägt wird, die wir in unserer Sozi-

alisation verinnerlicht haben. Wir stehen vor der Frage: Wie weit sind diese Normen selbstbestimmt und wie weit sind sie fremdbestimmt?

DDS: Hier sind Schule, Ausbildung und Fortbildung gefordert.

Gabriele Sprigath: Leider wird in den einschlägigen Unterrichtsprogrammen ein grundlegender Sachverhalt im Umgang mit Bildern nicht berücksichtigt: In der Schule wird Grammatik als der Sprachwerken angemessene Regelcodex, jedoch kein Bildwerken angemessener Regelcodex unterrichtet. So kann denn auch nicht erlernt werden, mit deren Struktur und Wirkung selbstbewusst umzugehen. Diese Asymmetrie zwischen Wort und Bild ist Bestandteil eines historisch entstandenen Wertekanons, in dem das Wort als Medium des Verstandes Vorrang hat gegenüber dem als Medium des Gefühls eingestuften Bild.

So ist es zur so genannten Übermacht der Bildwirkungen gekommen. Ein Sprichwort besagt: »Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.« In unserem Alltag spielen Bilder eine Rolle, die oft mit der Metapher »Bilderflut« beschrieben wird. Doch das geht an der Sache vorbei, ist also irreführend: Bilder sind keine Naturereignisse, sondern Endprodukte komplex organisierter Arbeitsprozesse.

DDS: Welche Funktion haben Bilder?

Gabriele Sprigath: Nehmen wir ein einfaches Beispiel: Wenn wir z.B. mit den kleinen oder großen Apparaten im Urlaub oder sonst wo Fotos »schießen«, wie wir es mitunter unbedacht nennen, wollen wir Erlebtes festhalten, um es uns in Erinnerung rufen zu können. Wir brauchen Bilder, um uns in der Welt zu orientieren. In unseren Vorstellungsbildern und in den sie vergegenständlichenden Bildern setzen wir uns zur Welt in Beziehung. Das ist gemeint, wenn wir feststellen: Unsere Beziehung zur Welt ist ästhetisch, d.h. über die Wahrnehmung vermittelt.

Weil Identität sich im Wahrnehmungsprozess bildet, ist sie auch über die Wahrnehmung beeinflussbar. Dies macht sich z.B. die Werbung zunutze: »Bilder sind schnelle Schüsse ins Gehirn.«¹ Hier ist Werbung als auf die Wahrnehmung zielende Aggression definiert. Wieder stehen wir vor der Fra-

¹ Aus der Einleitung von Werner Kroeber-Riel: *Bildkommunikation. Imagerystrategien für die Werbung*. München 1993

ge: Wie weit ist unsere Wahrnehmung selbstbestimmt und wie weit ist sie fremdbestimmt. Diese Frage zu stellen und ihre Spannweite auszuloten, liegt in der Verantwortung eines jeden von uns. Da liegt auch die politische Dimension unseres Umgangs mit Bildern und allen anderen Medien.

DDS: Welche Fähigkeiten werden durch den von Ihnen vorgeschlagenen anderen Umgang mit Bildern gefördert?

Gabriele Sprigath: Da gibt es verschiedene Gesichtspunkte – ich greife drei heraus:

Erstens die Veränderung des Zeitbewusstseins: Da sich das Gemälde ja nicht bewegt, können wir Tempo und Rhythmus des Bildergesprächs selbst bestimmen. Das ist der große Vorteil bei der Arbeit mit diesen unbewegten Bildern: Still hängen sie da an der Wand und warten darauf, eines Tages vielleicht doch noch Aufmerksamkeit zu finden. Gestatten Sie mir diese Vermenschlichung, die keineswegs unrealistisch ist. Denn letztlich haben wir es bei dem betrachteten Gemälde mit dem Werk eines Menschen zu tun, in diesem Fall eines Malers, der uns in den – sei es vor 500 Jahren oder auch nur vor zwei Jahrzehnten – entstandenen Produkten seiner Arbeit sein Vermächtnis hinterlassen hat. Im Bildergespräch entziehen wir uns dem Schnelligkeitsstress, den auch die Verführungen der Konsumwelt bedienen nach der heimlichen Devise »...möglichst schnell wechselnde Bilder« – und wir laufen ihnen hinterher. Der Schnelligkeitsstress aber befördert Wirklichkeitsverlust zugunsten des Sogs von fremdbestimmten Ersatzwelten.

Im Bildergespräch eine »Auszeit« zu nehmen, heißt indessen nicht, dass wir uns aus der Zeit stellen, sondern dass sich unser Zeitbewusstsein verändert: Indem wir uns den historischen Raum erschließen, der in Gemälden oder Fotografien vergegenständlicht ist, stellen wir Abstand zum Alltag her. Neue Freiräume für unsere Phantasie tun sich auf und gebundene Energie wird freigesetzt.

Zweitens die Reizüberflutung der Wahrnehmung: Sie stört den Austausch von Innenwelt und Außenwelt zugunsten der Außenwelteinflüsse. Die innere Abhängigkeit von ihnen schwächt die Fähigkeit, Selbstbestimmtheit und Fremdbestimmtheit zu unterscheiden. Wie der Schnelligkeitsstress fördert auch die Reizüberflutung durch bewegte Bilder, Musik, Geräusche und Lärm Fremdbestimmung und die dazugehörenden Suchtphänomene. Das Bildergespräch kann Methoden des Gegensteuerns ergänzen und verstärken.

Und drittens die Gruppendynamik und Kommunikation: Im Bildergespräch treffen widersprüchliche Urteile über das betrachtete Bild aufeinander. Als lebloser Gegenstand ist das Gemälde ein ideales Medium, denn wir können unsere

Urteile rauslassen, sie aber auch reflektieren: Wie weit sind sie im Bild und wie weit sind sie in uns begründet. Auf diese Weise sind Spannungen und mögliche Konflikte auflösbar. In der sich dabei einstellenden Kommunikation verändern sich nicht nur unsere ersten Urteile, sondern auch die Haltungen und Beziehungen der GesprächsteilnehmerInnen. Diese Erfahrung stärkt die Bereitschaft zu Respekt und Toleranz dem Anderen gegenüber.

DDS: Das sind gute Gründe für das Einrichten des Fachs Medienpädagogik an Schulen und anderen Bildungseinrichtungen. Was sollte dabei Ihrer Meinung nach im Hinblick auf den Umgang mit Bildern berücksichtigt werden?

Gabriele Sprigath: In unserem Gespräch habe ich einige Aspekte eines komplexen Zusammenhangs angesprochen. Die Tragweite des kulturpädagogischen Projektes »Bilder anschauen – den eigenen Augen trauen« sei noch kurz im Ver-

gleich mit der Fernsehwirkung an einem Beispiel deutlich gemacht. Seit langem ist in der Forschung nachgewiesen, dass die Fernsehtechnologie das Erstarren des Auges bewirkt:

»Geht aber die Augenaktivität gegen Null, überträgt sich die Starre der Augen auf den ganzen Körper, und selbst bewegungsfreudige Kinder sitzen stundenlang still. Ärzte nennen das Bewegungsstau – eine grob verharmlosende Formulierung, die uns fragen lässt, ob hier nur Gedankenlosigkeit oder bewusste Irreführung vorliegt. Denn das Problem liegt doch nicht im Stillstand der Muskeln, sondern im Stillstand des Willens, der die Muskeln lenkt. Was hier geschieht, ist nichts Geringeres als ein Angriff auf die Willenskräfte des

Menschen, von denen alle Eigenaktivität ausgeht. Aktivitätsverhinderung findet statt, Willensstau, und damit auch eine Ich-Verhinderung.«²

Diese und viele andere Erkenntnisse über die schwerwiegenden Folgen unkontrollierten Fernsehkonsums liegen brach. Es hapert an ihrer Umsetzung in die Praxis. Woran das liegt, wäre eine Untersuchung wert.

Zum Fach Medienpädagogik: Ich denke, es reicht nicht aus, es auf Kinder als Zielgruppe auszurichten. Jugendliche müssen über ihre Ausbildung und Erwachsene über Fortbildungsprogramme miteinbezogen werden. Und es wird auch nicht ausreichen, Medienpädagogik allein als das Erlernen von Techniken zu definieren. Es ist dringend erforderlich, das neue Fach Medienpädagogik mit dem alten Fach ästhetische Erziehung, jetzt als Wahrnehmungserziehung verstanden, zusammenzuführen und diese Verbindung kulturhistorisch zu begründen. ■

² Rainer Patzlaff: Der gefrorene Blick. Physiologische Wirkungen des Fernsehens und die Entwicklung des Kindes. Stuttgart 2000. S. 26.

